

# glas – philosophische scherben

Yves Bossart

Das Kunstwerk glas ist beides: transparent und opak.

Hier verbindet sich die Klarheit der Optik mit einer Undurchdringlichkeit der Symbolik. glas ist eine sinnliche Metapher. Und wie jede Metapher letztlich unerschöpflich.

Metaphern kann man nicht ersetzen, auch nicht paraphrasieren. Am besten, man lässt sie stehen. Was eine Metapher sagt, kann man nicht anders sagen.

Das gilt auch für Kunstwerke: «Das Kunstwerk will nicht etwas anderes übertragen, sondern sich selbst», so der Philosoph Ludwig Wittgenstein. Wenn es um Kunst geht, gilt also: Form und Inhalt sind eins. Man denke an Gedichte. Oder an Musik.

Nachdem Beethoven seine letzte Klaviersonate einem kleinen Kreis von Hörern vorgespielt hatte, soll jemand gefragt haben «Aber was bedeutet das Stück, Herr Beethoven?», woraufhin Beethoven das Stück ein zweites Mal gespielt hat. Die einzig richtige Antwort. Meine Gedanken zu glas sind Splitter. Scherben. Mehr nicht. Gedankensplitter, die zusammen kein Ganzes ergeben. Aber vielleicht helfen sie trotzdem. Indem sie zeigen, was alles zu sehen ist, in diesem Glas, das keines ist.

Transparenz, meint man, sei eine Tugend. Aber diese Tugend ist, wie alle Tugenden, ambivalent. In der heutigen «Transparenzgesellschaft» wird zwar weniger geschummelt, aber es droht auch eine «Tyrannei der Sichtbarkeit», wie der Philosoph Byung-Chul Han schreibt. «Ausleuchtung ist Ausbeutung», so Han.

Und zwar Selbstaussbeutung. Das wusste bereits Michel Foucault: «Derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiss, übernimmt die Zwangsmittel der Macht und spielt sie gegen sich selber aus; er internalisiert das Machtverhältnis, in welchem er gleichzeitig beide Rollen spielt; er wird zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung.»

Heute sitzen wir alle in isolierten Zellen, in denen wir uns gegenseitig überwachen. Im digitalen Panoptikon sind wir Wächter und Bewachte zugleich. Und nochmal: Wir sind isoliert, allein, selbst dann, wenn wir uns inmitten einer Menschenmenge durch die Einkaufsstrasse zwängen. Es ist, als sei eine Glocke über uns gestülpt: Wir sehen zwar die anderen, aber sie bleiben auf Distanz. Wir sind umgeben von Namenlosen. Eine Anonymität, die sich auf befremdliche Weise mit einem zunehmenden Exhibitionismus verbindet: Man denke an realsatirische Talkshowgäste, an die Antihelden von Realityshows wie Big Brother oder einfach an die unbekannte Person nebenan im Zugabteil, die am Telefon spricht und dabei ihre Seele vor uns entblösst. Nicht nur dem Menschen übrigens, sondern auch der Schönheit gereiche die zunehmende Transparenz zum Nachteil, meint Byung-Chul Han. Denn die Schönheit lebe von Undurchsichtigkeit, vom Rätsel, von der blossen Andeutung. Die Phantasie, die angesichts des Fremden ihre Flügel ausbreitet. Gäbe es sie, wenn alles glasklar wäre?

Der Philosoph Jacques Derrida schrieb 1974 ein Werk mit dem Titel «Glas». Der französische Ausdruck «glas» bedeutet «Totenglocke» und geht zurück auf das lateinische Wort «classis», was «Abteilung» oder «Klassifizierung» meint. Derridas Werk «Glas» ist eine Abrechnung mit dem deutschen Philosophen Hegel. Derrida dekonstruiert Hegels System, läutet dem absoluten Wissen die Totenglocke und führt Hegels Vernunftglauben

– den «Logozen-trismus», der zugleich ein «Phallozen-trismus» ist – auf dessen machoide Familien- und Frauenbild zurück. Hegel drängt die Frau an den Rand der Vernunft und bestimmt sie als «Grenze der Vernünftigkeit». Der absolute Geist ist männlich und die Familie wird reduziert auf eine Vater-Sohn-Abfolge. Derrida antwortet, indem er der Hegellektüre Gedichte von Jean Genet gegenüberstellt, des homosexuellen französischen Romanciers und Dichters, Vagabunden und Kriminellen, den Jean-Paul Sartre «ein absolutes literarisches Genie» nannte. Dem grossen Hegel, dem Verherrlicher der Vernunft, wird ein getriebener Sexualpoet zur Seite gestellt, dem Klassifizierer ein Unklassifizierbarer, der asexuellen Theorie ein Dichter des Pornographischen. Fazit? Hegels Vernunft hat ausgedient, denn sie konnte sich nur dank einer Verdrängung behaupten. Das Verdrängte aber kehrt zurück. Das Weibliche erhebt seine Stimme.

Derrida läutet die Totenglocke für Hegel und verhilft dem Einzelnen, Unklassifizierbaren, Widerständigen, Inkommensurablen und Unartikulierbaren zu seinem Recht.

«Individuum est ineffabile», hiess es in der Tradition: «Das Einzelne ist unaussprechlich». Und tatsächlich: Alle Begriffe sind allgemein und verfehlen den Einzelfall. Der Begriff «Mensch» macht alle Menschen gleich. Allein der Name trifft den Einzelnen. Die Macht des Namens. Wer beim Namen gerufen wird, fühlt sich ertappt, erkannt, durchschaut, ohnmächtig. Magie. Das Verbot, den Namen Gottes auszusprechen. «glas» ist Name und Begriff zugleich. Aber glas ist kein Glas. Nicht mehr. Es ist ein Gegenstand, der das ist, was er ist, weil er nicht mehr ist, was er war. Spur.

glas ist das ent-stellte Glas.

glas hat tatsächlich etwas von einer Glocke. Eine Glocke, die den phallischen Stab ins Zentrum stellt, ihn

schützt, abschirmt, aber auch ausstellt und inszeniert. Schutz und Scham. Hier stülpt sich das Weibliche und Empfangende – die chora – über das Männliche und bringt es zum Schweigen. Apropos Schweigen: Im französischen Ausdruck «glas» hallt noch der «Trompetenstoss» nach, das lateinische Wort «classicum». Und auch die Trompete sehen wir in glas, mit der Öffnung nach unten. Wir hören sie nicht. Ebenso wenig wie die Glocke, die früher noch die Gläubigen zum Gebet rief. Die glas-Glocke würden wir allerdings auch dann nicht hören, wenn der Klöppel schwingen könnte und sie läuten würde. Denn sie hat keine Öffnung, sondern ist isoliert. Und der Klöppel ist steif und aufgerichtet, erigiert. Die Totenglocke der Metaphysik schweigt. Der Erektion sei Dank. Das Material Glas hat die Eigenheit, dass es allein für unser Auge durchlässig ist. Was hinter Glas ist, können wir nur sehen. Nicht hören, nicht schmecken, nicht riechen, nicht berühren. Glas gibt den Blick frei auf das «rein Sichtbare» – auf etwas, das es in der realen Welt nicht gibt und das uns nur die Kunst zeigen kann. Insofern verkörpert es, was Benedetto Croce und Konrad Fiedler für das Spezifische der darstellenden Kunst halten: Die Sichtbarmachung des rein Sichtbaren. Eine Schneelandschaft etwa, die auf einem Bild dargestellt ist. Es gibt sie nicht wirklich, draussen in der Welt. Und doch ist sie mehr als die Ansammlung blosser Farbflecken auf der Leinwand. Die Farbe können wir berühren und riechen. Die dargestellte Landschaft dagegen hat weder Geruch noch Körperlichkeit. Sie ist ein Objekt der reinen Sichtbarkeit. Die Leinwand also ist wie eine Glasscheibe, ein Fenster in eine unwirkliche Welt des Sehens. Das Tor zu substanzlosen Bildobjekten, zu reinen «Sichtbarkeitsgebilden», wie Fiedler sie nennt. Kunst bildet schon länger keine Dinge mehr ab. Mimesis

ist gewesen. Auch das macht uns klar, nämlich indem es an Duchamps Flaschentrockner erinnert: Ein Ready-Made, das zeigt, dass jedes Objekt Kunst sein kann. Der Unterschied zwischen Kunst und Nicht-Kunst ist durch ein Pissoir unsichtbar geworden. Erst das Denken, die Interpretation macht Kunst zu Kunst. Zugespitzt: Das Kunstwerk ist unsichtbar. Es war von der Substanzlosigkeit des rein Sichtbaren die Rede. Das Fehlen der Substanz drängt sich aber noch in anderer Hinsicht auf: glas ist ein Glas, das seiner Funktion beraubt ist: Ein Weinglas, dessen Kelch nach unten ragt und Stiel und Fuss einschliesst. Ein Objekt, das seine Essenz verloren hat: den Daseinsgrund, Gefäss zu sein. Von solchen Objekten wimmelt es heute: Kaffee ohne Koffein, Schokolade ohne Zucker, virtueller Sex ohne Berührung. Der kritische Zeitgeist Slavoj Zizek hat darauf aufmerksam gemacht. Er sieht in dieser Entsubstanzialisierung ein Zeichen unserer Zeit. Wir leben inmitten von Ersatzprodukten. Unser Leben gleicht einer endlosen Reihe von Ersatzhandlungen und die Welt wurde zur künstlichen Scheinwelt, zur Simulation einer Hyperrealität. Kurz: Wir leben – wie Jean Baudrillard erkannt hat – in einem Disneyland für Erwachsene. Wir konsumieren, damit andere produzieren, und produzieren, damit andere konsumieren. Was wir dabei konsumieren, sind keine Produkte, sondern Symbole, Identitäten, Lebensentwürfe. Wir gehen zum Autohändler, kaufen ein Lebensgefühl und bekommen ein Auto geschenkt. Unsere Zeit ist alles andere als materialistisch. Nur wissen wir das nicht. glas ist ein Gefäss, das sich selbst zum Inhalt hat. Ein Gefäss, das sich selbst genügt. Ohne Bezug zur Aussenwelt. Die Kugel des Parmenides: Das reine Sein. Das reine Denken. Eine Zurück-biegung und Re-flexion. Reine Selbstbeziehung, reines Selbstbewusstsein. Das Denken des

Denkens. «Ego cogito». Das unumstössliche Fundament jeglicher Erkenntnis, wie Descartes meinte. Schön wär's.

Selbstbewusstsein entsteht da, wo Subjekt und Objekt zusammenfallen, wo das Denkende zum Gedachten wird und umgekehrt. Es ist, als ob zwei Finger sich gegenseitig berühren: Jeder berührt den andern und wird zugleich von ihm berührt. Berührendes und Berührtes verschwinden in einem subjektlosen Ereignis namens Berührung.

Selbstbeziehung ist eine schwierige Sache. Wer behauptet «Dieser Satz ist falsch», der sagt Falsches, wenn er die Wahrheit sagt, und behauptet Wahres, wenn er Falsches sagt. Rasiert sich ein Barbier selbst, wenn er genau diejenigen Bewohner seines Dorfes rasiert, die sich nicht selbst rasieren? Die Logiker haben sich an diesem Barbier die Zähne ausgebissen. Mit verwandten Schwierigkeiten ringt, wer – wie Nietzsche, Wittgenstein, Heidegger oder Derrida – den metaphysischen Ballast unserer

Geistesgeschichte loswerden will. Denn der Antimetaphysiker ist zu einem endlosen Kampf mit unserer Sprache verdammt, die ein unhintergebares Sediment des metaphysischen Denkens ist. Mit Blick auf dieses Problem schreibt Derrida: «Es ist sinnlos, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will.

Wir verfügen über keine Sprache – über keine Syntax und keine Lexik –, die nicht an dieser Geschichte beteiligt wäre. Wir können keinen einzigen destruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form, der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte.»

Ein Kampf gegen die Sprache, mit den Mitteln der Sprache: Ein Kampf gegen sich selbst. Keine leichte Sache. Philosophie sei Arbeit an sich selbst, meinte Wittgenstein. Eine Leiter hochsteigen und sie danach wegwerfen? So einfach ist es nicht. Man muss das Schiff auf

hoher See umbauen. Planke für Planke. Nicht nur logisch, auch existenziell birgt die Selbstbeziehung gewisse Rätsel. Etwa wenn wir versuchen, das richtige Verhältnis zu uns selbst zu finden. Die Psychologen raten, man solle mit sich selbst befreundet sein. Aber wie macht man das? Sich selbst zum Freund haben, mit allem, was dazu gehört: Sich selbst zuhören. Ehrlich mit sich sein. Sich selbst stützen. Oder sich betrinken.

So wie der griechische Gott Dionysos die Personifizierung des Weines, der Ekstase und des Abgründigen ist, so ist der Wein ein Symbol für das Dionysische. Das Material Glas jedoch ist durch seine Reinheit und Klarheit ein Symbol des Lichtgottes Apollon. Insofern ist das Weinglas, die Verbindung von Wein und Glas, ein Sinnbild der Einheit des Apollinischen und Dionysischen, eine Synthese von Chaos und Ordnung, von dunklem Drang und heller Vernunft, von Ekstase und Mässigung. Nach Friedrich Nietzsche ist es das Ziel der Kunst, diese Synthese zu bewerkstelligen. Mit den Worten von Wittgenstein: «In aller grossen Kunst ist ein wildes Tier: gezähmt». Was hat das Werk mit dem Künstler zu tun? Und wie verhält sich Glas zu anderen, früheren Werken? Diese Frage ist wichtig, denn spätestens seit Saussure wissen wir, dass es Bedeutung nur in einem Netz von Bedeutungsträgern gibt, die selbst nur Bedeutung haben, weil und insofern sie sich von anderen Zeichen unterscheiden. Identität setzt Differenz voraus, nicht umgekehrt. Wie das geht, weiss keiner. Also: Zunächst gab es da eine Serie namens «Inhalt der Gefässe». Die gezeigten Gefässe sind jedoch – anders als Glas – intransparent. Oft sieht man den Inhalt der Gefässe nicht, sondern kann ihn nur erahnen. Etwa, weil die skulpturalen Gefässe zu hoch sind oder zu hoch stehen, als dass der Betrachter hineinsehen könnte. Was bleibt, ist das

Gefäss selbst, der Träger. Das Gefäss wird zum Inhalt, wie bei Glas. Das Darstellungsmedium zum Dargestellten.

Die Serie «Inhalt der Gefässe» läutet – noch ohne Glocke – eine Phase der Selbstreferenzialität ein, die der Künstler von nun an nicht mehr verlässt. Seine Bilder changieren zwischen Transparenz und Opazität – ähnlich wie die Fenster der gleichnamigen Serie.

Sie zeigen auf anderes, aber immer auch auf sich selbst. Man denke an die Birken- und Bergbilder, die immer auch Kompositionen von Farbe auf Leinwand sind. Farbe, die keine Farbe ist: Denn der Künstler malt über Jahre nur in Grautönen. Asketismus? Oder doch Selbstschutz? Wenn man nur bedenkt, welches Feingefühl für Farben der Künstler hat! Eine Gabe.

Wie das Sein. Es gibt.

Die Farben sind nun wieder da. Farbige Felsen in der Berglandschaft. Sie waren die ganze Zeit über da, die Farben. Im Weiss enthalten, wie die Farben des Lichtstrahls, der sich an einem Prisma bricht. Wie aus dem Nichts. Ein Nichts, das die Bergbilder zeigen. Glas als Prisma, an dem sich das Licht des Geistes bricht. Ein Objekt, tausend Gedanken und Assoziationen. Glattes Glas. Die verletzte Oberfläche der Birken und Berge. Keine Spur mehr. Nur noch die reine, transparente, aber auch fragile Oberfläche von Glas. Ein Kunstwerk, das nur vom Auge, nicht aber vom Geist durchschaut werden kann.

Yves Bossart, nude f/m 2012